

Insel Verlag

Leseprobe



Gretter, Susanne  
**Reif für die Insel**

Herausgegeben von Susanne Gretter

© Insel Verlag  
insel taschenbuch 4007  
978-3-458-35707-0



Wer »reif für die Insel« ist, denkt meist an schneeweiße Strände, Palmen und türkisblaues Meer. Nichts wird so sehr mit Urlaub assoziiert wie die Insel, ein Stück Erde, umgeben von Wasser. Sie ist Fluchtpunkt, irdisches Paradies. Sie weckt Hoffnungen, Sehnsüchte, Träume, Abenteuerlust.

Inseln sind Orte des Glücks. Capri, Jamaika, Lesbos, Madeira: Bei einer geschätzten Anzahl von über 130 000 Inseln ist es nicht immer leicht, die eigene Insel zu finden – und nicht immer herrschen dort paradiesische Zustände. Die in diesem Band versammelten Autorinnen und Autoren haben »ihre« Insel gefunden: Julio Cortázar, Robert Gernhardt, Judith Hermann, Patricia Highsmith, Wladimir Kaminer, Cees Nooteboom und viele andere.

insel taschenbuch 4007

Reif für die Insel





# REIF FÜR DIE INSEL

INSEL-GESCHICHTEN

Herausgegeben von Susanne Gretter

Insel Verlag

Umschlagfoto: Getty Images, Noel Hendrickson

insel taschenbuch 4007

Originalausgabe

Erste Auflage 2011

© Insel Verlag Berlin 2011

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Quellennachweise am Schluß des Bandes

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: HildenDesign, München, [www.hildendesign.de](http://www.hildendesign.de)

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35707-0

I 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

# INHALT

## *Farewell, Jamaica*

- Robert Gernhardt, Die Traumparty auf der Trauminsel ... 11  
Judith Hermann, Hurrikan (Something farewell) ... 37

## *Orte des Glücks*

- Katrin Askan, Landläufig ... 57  
Robert Walser, Die Insel ... 71

## *Die unbekannte Insel*

- Patricia Highsmith, Einer zu den Inseln ... 75  
A. Alberts, Die unbekannte Insel. Ein Fremder erzählt ... 82

## *Kaliméra*

- Eva Demski, Das Platanenblatt ... 95  
Julio Cortázar, Die Insel am Mittag ... 104  
Etel Adnan, Skopelos, Samstag, 19. August 1990 ... 113

## *Reif für die Insel*

- Cees Nooteboom, Sonniges Madeira ... 127  
Ninni Holmqvist, Die Ferieninsel ... 144  
Wladimir Kaminer, Ibiza ... 154

- Quellennachweise ... 161



# FAREWELL, JAMAICA



*Robert Gernhardt*

## DIE TRAUMPARTY AUF DER TRAUMINSEL

Es war der letzte Tag auf Jamaica, und es war klar, daß es am Abend noch eine Party geben würde, die Frage war nur, wer sie auszurichten hatte. Der Regisseur war aus dem Schneider, er hatte bereits die Party zum Abschluß der Dreharbeiten übernommen; wir, die Autoren, fielen ebenfalls aus, wir hatten anläßlich der klassischen Schnapsklappe »Szene Eins, Einstellung Eins, die Erste« zum Restaurantbesuch in Ochos Rios eingeladen; schließlich blieb der Schwarze Peter nach mir undurchsichtigen gruppendynamischen Gesetzmäßigkeiten an der Technik hängen, an den Ton-, Licht- und Kameraleuten, die alle in der Villa Poinciana wohnten, einem weitläufigen Gebäude- und Gartenkomplex, in welchem wir uns denn auch nach dem Abendessen einfanden.

Undurchsichtig war mir auf Jamaica so manches geblieben, eigentlich alles, doch dann hatte ich während des Nachmittagschlüfchens am letzten Nachmittag auf der Insel einen sehr erhellenden Traum gehabt, so erhellend, daß ich ihm schon wieder mißtraute. Denn eigentlich war er zu klar, um auch noch wahr sein zu können, ging ihm doch alles Zweideutige und Rätselhafte ab, was den Traum gemeinhin zum Widerpart des platten Alltags macht, zu dessen dunkler Kehrseite, die um so vielsagender zu sein scheint, je länger sich der Verstand mit auf den ersten Blick ganz und gar undurchdringlichen Bildern abzumühen hat.

Eine rauschende Party war es ja nicht gerade, jedenfalls nicht zu dem Zeitpunkt, als wir einliefen. Die etwa zwanzig Weißen, die sich um den Pool verteilten, kannte ich bereits; teils gehörten sie zur Crew, teils waren es Einheimische, die beim Finale des Films als Statisten mitgewirkt hatten. Die etwa fünfzehn Schwarzen kannte ich natürlich nicht, doch war der Grund ihres Hierseins unschwer zu erraten: Teils gehörten sie zur Band, teils zum Per-

sonal oder zu dessen Verwandtschaft, teils waren es Wachen, die Tag und Nacht durch das Anwesen patrouillierten. Auch Villa Mammee Bay, in welcher wir Autoren untergebracht waren, hatte solche guards. Ständig schlichen sie nachts ums Haus, stets saßen sie tagsüber im Schatten des Pavillons oder dem eines der Poinciana-, Mango- oder Brotfrucht bäume, gern wiesen sie auf ihre Unentbehrlichkeit hin. »Wenn jemand Ärger machen will, dann verprügle ich ihn, ja, Mann!« sagten sie und wippten mit ihrem hölzernen Schlagstock. »Ich beschütze euch!«

Sie wechselten einander ab, erzählten jedoch unterschiedslos das gleiche: »Ich bin schon seit Stunden auf den Beinen. Ich bin euer Beschützer. Ich hab was gegen Leute, die Ärger machen wollen. Ich verprügle sie. Ja, Mann!« Sie sprachen gern und laut, an diesem Nachmittag erst hatte mich einer mit seinen Reden aus meinem Traum gerissen. Ich war aufgestanden und hatte durch das Moskitogitter und die Lamellen der Jalousie auf meinen Beschützer geschaut, der einem der beiden anderen Autoren gerade klar machte, wie gut er uns bewache: »Mit diesem Stock verprügle ich hier jeden, der Ärger machen will. Ich hau ihm eins exakt zwischen die Augen. Ja, Mann!« Ich erwog, ebenfalls laut zu werden, doch dann scheute ich die Mühe, meinem Beschützer zu erklären, wieso ich ihn als meinen Belästiger empfände. Außerdem war es ohnehin vier Uhr, wollte ich ohnehin noch zum Strand, war mein Traum ohnehin ausgeträumt.

Eines mußte man der Party lassen, sie war schön übersichtlich. Vor mir lag der Pool, links von mir gab es Getränke, rechts von mir spielte die Band ihren Reggae, und hinter mir erschienen nach und nach all die anderen, mit denen ich zu Abend gegessen hatte, der Star, die Dienstboten des Stars sowie der Rest der Mannschaft, den er gleich mir und dem Personal zum Essen eingeladen hatte, also die Freunde des Stars, die Freundinnen der Freunde des Stars, meine Freunde – die beiden anderen Autoren – sowie unsere Frauen oder Freundinnen. Sie alle orientierten sich unterschiedlich rasch und steuerten sodann nacheinander die Bar an, hinter welcher einer der Gastgeber Cocktails zubereitete.

»Was hat der Mixer im Angebot?« fragte ich.

»Pina Colada und Planters Punch«, antwortete der Mixer.

»Was trinkt der Mixer persönlich?« wollte ich vorsorglich wissen.

»Bier«, lautete die Antwort des Mixers.

»Wie viele Cocktails würde der Mixer trinken?«

»Höchstens zwei. Die machen einen schon ganz schön breit.«

Ich bat um eine Pina Colada. Eigentlich habe ich soeben einen filmreifen Dialog geführt, dachte ich, da sagte jemand »Hello!«, und ich erwiderte »Hello!« Es war Eddie, mit dem ich zwei Tage zuvor einen geradezu lustspielreifen Dialog geführt hatte, vor der Eingangstür des Polo Club in Ochos Rios. »You enjoy the Polo Club?« hatte ich den Heraustretenden gefragt. »I'd better, I own the Polo Club«, hatte seine Antwort gelaftet oder irgend etwas in dieser Richtung, auf jeden Fall hatte ich es komisch gefunden.

Der Mixer reichte mir die Pina Colada, ich preßte das eiskalte Glas gegen die Wange und schaute zu den Schwarzen hinüber, die sich dicht gedrängt um den Tisch unter dem Pavillon geschart hatten, wobei die Sitzenden im Takt der Musik auf die Kunststeinplatte des Tisches trommelten und einige der Stehenden rhythmisch ihre Arme bewegten.

»Alles Banane?« fragte mich ein blonder Requisiteur, der bereits Ananasscheiben in sein Glas geschaufelt hatte und nun Appleton-Rum darübergoß.

»Sowieso«, antwortete ich.

»Haben viel Spaß, die Neger«, sagte er lachend.

»Haben sie«, erwiderte ich, froh darüber, daß er nicht »die Bimbos« gesagt hatte. »Bimbos« hätte ich rügen müssen, »Neger« konnte ich gerade noch durchgehen lassen. Eigentlich hätte er »die Schwarzen« sagen müssen. Wieso eigentlich?

»Heute nacht passiert es noch!« erklärte der Requisiteur fröhlich, während er sein Glas mit Orangensaft auffüllte.

»Ehrlich?« fragte ich.

»Ja, Mann!« sagte er in der gedehnten Sprechweise der Schwarzen und setzte das Glas an. Mir fiel mein Traum ein, dann aber

nutzte ich die Gelegenheit, mich abzuwenden. Fast wäre ich dabei über den schönen Schauspieler gestolpert, der sich auf einer der Liegen ausgestreckt hatte. Vor sechs Wochen noch, in Berlin, war er mir ziemlich borniert und abweisend vorgekommen, nun, nach einer Woche Jamaica, fand ich ihn zugleich sehr nett und reichlich tückisch: Wie hatte er mich nur so täuschen können. Wir wechselten einige Worte, und er war wieder so schön und nett, daß Scham und Abenteuerlust mich bald weitertrieben. Natürlich wußte ich, daß auf der Party nichts passieren würde, auf Parties passiert ja nie was, jedenfalls nicht auf jenen, zu denen ich eingeladen werde, doch die Worte des Requisiteurs hatten in mir die unbestimmte Hoffnung geweckt, daß an diesem Abend und auf dieser Party doch noch etwas passieren könnte.

»Die klassische Hollywood-Kulisse«, sagte der Beleuchter und deutete auf den azuren leuchtenden Pool, die hellgekleideten Gäste und die dunklen Silhouetten der Palmen. »Jetzt müßte nur noch jemand in den Pool geschmissen werden, dann wär das hier eine Filmparty wie im Film.«

Den gleichen Gedanken hatte ich beim Einlaufen ebenfalls gedacht, so daß ich nicht weiter darauf einging und statt dessen fragte, wieso denn alle Farben so seltsam aussähen.

»Weil wir Orange-Folie vor die Scheinwerfer geklebt haben.«

»Ach so.«

Eine Zeitlang starrten wir gemeinsam vor uns hin, zuerst in den Pool, dann auf die Schwarzen im Pavillon. Fast alle standen nun, immer mehr bewegten die Arme, einige waren bereits dazu übergegangen, Tanzschritte anzudeuten.

»Denen gefällt's«, sagte der Beleuchter, doch plötzlich gab es eine ebenso unverhoffte wie willkommene Unterbrechung, da die Band durch zwei andere Musiker ersetzt wurde, eine Pause, die ich dazu nutzte, mich neben den Organisator zu setzen, der gerade dabei war, einen Bilderbuch-Joint zu drehen, prall, groß und trichterförmig.

»Ein Joint, wie er sein soll«, sagte ich kennerhaft, lehnte dann aber ab, als der Organisator mir einen Zug anbot: »Nein danke, ich

vertrage diese orientalischen Nervengifte nicht.« Die Musik setzte wieder ein, klang nun jedoch merkwürdig flach und zirpend.

»Warum spielen die anderen denn nicht weiter?« fragte ich den Organisator. »Wer klampft denn da jetzt rum?«

»Das ist doch der Typ, der seine Gitarre verkauft hat«, antwortete er und deutete mit dem Joint auf den Gitarristen, einen schlanken Schwarzen, der sich gerade, zusammen mit einem trommelnden Knaben, an »No woman no cry« versuchte, nun offensichtlich wieder im Besitz einer Gitarre. Ob ihm der Gitarrenbauer eine geliehen hat, überlegte ich, und versuchte die ganze komplizierte Geschichte wieder zusammenzukriegen: Da hatte der Gitarrist am Vortag vor der Villa des Stars aufgespielt, da hatte der Star ihm die Gitarre, ein wuchtiges, handgefertigtes Instrument für 300 Jamaica Dollar abgekauft, da war der Gitarrist ohne Gitarre erfreut abgezogen. Freilich nur, um anderntags, also an diesem Morgen, wieder zu erscheinen, diesmal allerdings in Begleitung eines zweiten Schwarzen, des Gitarrenbauers nämlich. Gemeinsam erzählten sie etwas, das mich, dem der ganze Vorgang von einem Freund des Stars weitererzählt worden war, wie eine karibische Version des Hans-im-Glück-Märchens anmutete: Daß der Gitarrist seine Gitarre im guten Glauben, damit ein Geschäft zu machen, verkauft habe, daß er mit dem Geld zum Gitarrenbauer gelaufen sei, um sich eine neue, vermeintlich sehr viel billigere Gitarre zu kaufen, daß der ihm aber habe mitteilen müssen, die Gitarrenpreise seien seit seinem letzten, Jahre zurückliegenden Kauf – wie alle anderen Preise auch – beträchtlich gestiegen, daß eine neue Gitarre daher – nicht zuletzt wegen der aus den USA importierten Metallteile – 450 Jamaica Dollar koste, daß der Gitarrist also, betrögener Betrüger, wenn man so wolle, statt des vermeintlichen guten Geschäfts nicht nur das Mittel seines Lebensunterhalts verloren, sondern auch noch ein Minus von 150 Jamaica Dollar gemacht habe. Das seien zwar nur 90 Mark, hatte der Freund des Stars hinzugefügt, doch wenn man bedenke, daß sich ein Großteil der hiesigen Bevölkerung mit einem Einkommen von 100 Jamaica Dollar pro Monat zufriedengeben müsse, und wenn man ferner

erwäge, wie lange es unter solchen Umständen daure, 150 Jamaica Dollar zu sparen – ja, ob denn nicht der Star dem Gitarristen seine Gitarre zum Rückkauf angeboten habe, zu unveränderten Bedingungen natürlich, wollte ich wissen. Das entziehe sich seiner Kenntnis, erwiderte der Freund des Stars, auf jeden Fall habe es der Star dem Gitarristen ermöglicht, an diesem Abend für 150 Jamaica Dollar zum Tanz aufzuspielen, obgleich doch bereits von den Ausrichtern der Party eine Reggae Band unter Vertrag genommen worden sei.

Daher also die etwas verhuschte Musik, folgerte ich und versuchte zugleich, etwas vom Text mitzukriegen, der sich jetzt nicht mehr um Frauen, sondern darum drehte, daß die Jamaicaner aus Afrika gestohlen worden waren, eine langgezogene, eintönige, merkwürdig besänftigende Klage, von der ich außer den Wörtern »history« und »stolen from Africa« wenig verstand.

»Ein Rastafari-Song«, sagte der Organisator. »Fast so was wie ihre Hymne.« Er bot mir erneut seinen Joint an, und ich lehnte abermals ab.

»Kennst du den Text?« fragte ich ihn.

»Irgendwas mit Afrika«, antwortete er, den Kopf wiegend.

»Das habe ich auch schon mitgekriegt«, entgegnete ich und setzte zu einer halbherzigen Betrachtung des Inhalts an, daß der schwarze Hans im Pech ja eigentlich sowohl Grund als auch die Möglichkeit hätte, uns, die unverständigen, vergnügungssüchtigen und tanzenden Weißen mit bitteren, anklagenden, ja obszönen Texten auf Trab zu bringen, so wie damals – und zu meiner Erleichterung kriegte ich die Kurve gerade noch –: So wie damals, Ende der fünfziger Jahre, als zwei meiner Freunde, gerade von einer ausgedehnten Südamerikareise zurückgekehrt, in einem Oldenburger Tanzlokal eine strahlende lateinamerikanische Rumba-Combo folgenden, vom tanzenden Publikum nichtsahnend bejubelten Text hatten singen hören: Nimm dich in acht vor deutschen Frauen, zwischen den Beinen haben sie ein hungriges Kaninchen.

»Kaninchen?« fragte der Organisator und kicherte etwas. »Nein,

nein, der Typ da singt von Afrika.« Er schloß die Augen und schaukelte den Oberkörper vor und zurück, im Takt der zirpenden Musik.

»Alles Banane?« fragte mich der unermüdlich umherschweifende Requisiteur, und ich antwortete zuvorkommend: »Aber immer.«

»Heute endet noch jemand im Pool«, erklärte er fröhlich und stieß einen Juchzer aus. Oder war es ein Rülpsen? Ich schloß meine Hände unwillkürlich etwas fester um das Glas und beobachtete fast erleichtert, wie sich der Requisiteur schwankend entfernte, um seine frohe Botschaft zu den Schwarzen unter dem Pavillon weiterzutragen: »This night it happens!« – »Yeah man!«

»Na, so besinnlich?« fragte mich meine Frau.

»Da – ein Deutscher auf Jamaica«, sagte ich und deutete auf den Requisiteur, der sich vor die Musiker gestellt und damit begonnen hatte, sie mit ausladenden Bewegungen zu dirigieren.

»Das ist doch ein Netter!« sagte meine Frau.

»Dieser Karibik-Karajan da?«

»Nein, nein, ich dachte, du redest von dem im grünen T-Shirt.« Ich begriff zunächst nicht, wen sie meinte, da sich mehrere Weiße um die Musiker geschart hatten, doch dann erkannte ich ihn: »Ach der da. Der Zweite Kameramann.«

»Ist er das?« Auf jeden Fall sei das ein wirklich Netter, versicherte meine Frau, erstens fände er meine Sachen schön, und zweitens hätten sie einen schönen Dialog geführt. Sie: »Mir ist heiß«, darauf er: »Mir nicht«, worauf sie »Mir aber doch« und er »Neulich am Pool« erwidert habe.

»Cartoonreif«, sagte ich. Mittlerweile hatte der Gitarrist seine Klage über den Diebstahl aus Afrika beendet, nach und nach nahm die ursprüngliche Band ihre Plätze ein, gleich würde der weiße Haufe wieder mit den Armen in der Luft herumwedeln.

»Tanzen?« fragte meine Frau.

»Zu heiß«, antwortete ich, und sie sagte im Gehen: »Neulich am Pool.«

Als die Tanzerei wieder losging, holte ich mir die zweite Pina Co-

lada und lief dabei zum zweitenmal Eddie über den Weg, der gerade dem Manager des Stars erklärte, daß es meist besser sei, seinen Idolen nicht in Fleisch und Blut zu begegnen. Die Rolling Stones beispielsweise – gute Musiker! – hätten ein Haus oberhalb von Ochos Rios, sie seien jedoch ein rüder, unerzogener Haufen, alle, ohne Ausnahme.

»But Charlie Watts?« – »He's rude!« – »But Bill Wyman?« – »He's rude too!« – Und nicht anders habe er, Eddie, hier auf Jamaica den von ihm so geschätzten Schauspieler Michael Caine erlebt: »Rude and drunk and nasty«, auf solche Gäste könne er in seinem Lokal jedenfalls verzichten, oder? Eddie blickte mich durch seine randlose Brille derart durchdringend an, daß ich ihm sogleich versicherte, seine Haltung ganz und gar zu teilen. »The moon«, fügte ich besänftigend hinzu und zeigte auf den Mond, der rot und groß hinter den Palmen aufging, doch Eddie ließ nicht locker: »Are you famous?«

»I am notorious«, erwiderte ich, worauf Eddie unbewegt fortfuhr, es sei nicht gut, allzu berühmt zu sein, Ruhm verderbe den Charakter. Nun schwang der weiße Haufe bereits mächtig die unterschiedlich gebräunten Arme, auch waren bereits zwei oder drei schwarze Armpaare dabei, im hellbraunen Gewusel mitzumischen, Arme, deren Besitzer sich offensichtlich nicht mehr damit hatten begnügen können, sie lediglich rudern durch die warme Luft der karibischen Nacht zu bewegen.

»Diese schwarzen Burschen da verstehen es wirklich zu tanzen«, sagte Eddie, der meinem Blick gefolgt war, aber natürlich sagte er es auf amerikanisch, in einer Sprache also, in welcher eine solche Feststellung zugleich bündiger und persönlicher klang, und wieder einmal ärgerte mich die Schwerfälligkeit und Umständlichkeit meiner eigenen Sprache, ihre Plumpheit, die mir geradezu in die ohnehin von Rum und Hitze beschwerten Glieder fuhr. Gab es denn keinen Stuhl in der Nähe?

»Wir haben doch alle ein Rad ab, daß wir bei dieser Hitze so herumhüpfen«, sagte mir der Manager des Stars, schwer gegen die Bar gelehnt.

»Du hüpfst doch gar nicht«, wandte ich erstaunt ein, worauf er mir zunächst entgegenhielt: »Du etwa?«, dann: »Ich kann das ganze verhärmte Getanze sowieso nicht ab«, um abschließend zu brummen: »Jedenfalls nicht bei dieser tierischen Hitze.«

Meine Pina Colada war schon wieder alle, daher bat ich um eine dritte und blieb noch etwas neben dem Manager stehen, der sein las eigenhändig mit Rum und Ananassaft auffüllte. Einen Moment lang war ich versucht, ihm meinen Traum zu erzählen, doch da kam glücklicherweise der Requisiteur dazwischen, der sich mit hochgereckten Armen vor dem Manager aufpflanzte und »Alles Banane« sowie »Heute findet es statt« sagte. »Komm, du nervst mich total«, erwiderte der Manager mißmutig, ohne dadurch die Fröhlichkeit des anderen beeinträchtigen zu können, da der sich bereits bei einem der Freunde des Stars lauthals danach erkundigte, wo denn die versprochenen bad girls blieben und etwas von »unheimlichem Druck« und »Was rein muß, muß rein« sagte, wobei er eindringlich feixend auf den Pool wies, der blau und schweigend einen beredten Kontrapunkt zu all dem Lärm bildete, der sich je länger, desto mehr rings um ihn entfaltete.

Der Mixer reichte mir die Pina Colada, und ich sah mich nach einem Ruheplatz um. Gerade wurde eine Liege mit hochgeklapptem Rückenteil und buntbezogener Schaumgummimatratze frei, rasch nahm ich auf ihr Platz, in der festen Absicht, dort den Rest der Party zu verbringen, trinkend, schauend, meinetwegen auch träumend, in selbstgewählter Zurückgezogenheit und entspannter Aufmerksamkeit jedenfalls. Doch es kam anders.

Ich saß noch nicht lange, als zögernd der Zweite Kameramann an mir vorbeiging, abwartend stehenblieb, erst mal etwas von »Stör ich« sagte und endlich, meine vage beschwichtigenden und unbestimmt einladenden Gesten in seinem Sinne deutend, einen Stuhl heranzog, auf welchen er sich, noch etwas außer Atem, setzte.

Er wolle nicht mehr tanzen, erklärte er fast entschuldigend, die Schwarzen seien einfach zu gut, was die für ein Körpergefühl hätten, einfach sagenhaft. Ich nickte. Nun war der tanzende Haufe bereits deutlich gemischt, auch kam es mir so vor, als ob sich mehr

und mehr schwarzweiße Paare zusammengefunden hätten. Mit ausladenden Bewegungen umtanzte eine ältere Schauspielerin einen jüngeren Schwarzen, der selig in sich selbst zu ruhen schien, kaum daß er seine Füße bewegte. Ich bemerkte, wie meine Finger im Rhythmus der Musik auf das Glas trommelten. Ich versuchte, sie stillzuhalten, ohne doch verhindern zu können, daß nun meine Fußspitzen auf und ab zuckten. Ich ließ sie gewähren und lehnte mich wohligh zurück. Da, als ich es am wenigsten erwartete, ereilte mich die Fangfrage.

»Was denkt sich eigentlich ein Satiriker, wenn er diese Szene hier betrachtet?« Der Kameramann deutete auf den Pool, die Gäste, die Tanzenden, die Villa, die Palmen, schließlich verharrete sein ausgestreckter Finger auf dem Mond, der in diesem Zusammenhang in der Tat wie ein i-Tüpfelchen wirkte – fragte sich lediglich, worauf. Auf einer feuchtfröhlichen karibischen Nacht? Auf der ungeordneten Zurschaustellung kapitalkräftiger Unterhaltungsinteressen? Ich richtete mich auf.

Warum denn ein Satiriker sich immer gleich was denken müsse, fragte ich harsch zurück, um freilich sogleich einlenkend zu erläutern, ich sei schließlich nicht als Satiriker hier, sondern, ebenso wie er, als Mitarbeiter des Films. Das hier sei für mich also nichts anderes als eine Arbeitssituation oder doch so etwas wie die Folge davon, ein unerwartetes Anhängsel, in das ich nolens volens hineingeraten sei und daher – ganz Unschuldslamm lehnte ich mich wieder zurück und erwog die möglichen Auswege. Lamm bleiben und mich kurz und schmerzlos abschlachten lassen? Dann hätte ich für den Rest des Abends meine Ruhe. Bock werden und gezielt zum Gegenangriff übergehen? Aber ich war doch noch gar nicht angegriffen worden. Das reife Schaf mimen, das den ungebärdigen Kläffer durch abgeklärte Welterfahrung beschämte und zum Schweigen brachte? In solche Gedanken verstrickt, war mir völlig entgangen, daß mein Gegenüber, vorerst jedenfalls, gar keinen Streit, sondern Trost suchte. Vorerst – denn ungefragt berichtete er davon, wie er und andere Techniker zwei Abende zuvor einige Nutten abgeschleppt hatten – »Ich begriff zuerst gar nicht, daß